

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 60.

Dienstag, 1. März

1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe
von Hans von Hülsen

7. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Elf Uhr. Hinter dem Vorhang des Fensters verborgen, steht sie jemanden über den Frauenplan auf das Haus zutreiben. Ist er es? Wenn er es ist, dann ist er noch sehr jung. — Gleich darauf schallt die Glocke. Er ist es.

Ottile wandert im Kaminzimmer auf und nieder. Unruhe in allen Gliedern — Neugier? Sie denkt sich: Jetzt sitzt er neben dem Vater auf dem Sofa unter der Aldobrandischen Hochzeit, wohin der Vater immer die Gäste nötigt, sie unterhalten sich über Byron, natürlich sprechen sie von ihm, sein grüßendes Wort hat ja die Bräute geschlagen . . . und der Vater wird erzählen, wie sehr er ihn verehrt, sein Genie — hat er nicht einmal gesagt: „Byron allein lasse ich neben mir gelten“? Das Wort, zu einem Vertrauten gesprochen, ist nicht verborgen geblieben, beim „Sibyllentränzen“ der Mutter, wo man in letzter Zeit den „Gefangenen von Chillon“ und „Manfred“ gelesen hat, ist es wieder aufgetaucht . . . Sie gäbe was darum, wenn der Vater sie hätte herunterrufen lassen, damit sie ihn über den genialen Lord sprechen hören könnte, der auch an ihrem Himmel seit langem wie der unverrückbare Polarstern steht.

Horch! Schritte auf dem Gange! — Sie ordnet rasch ihre Kleide . . . da öffnet Stadelmann schon die Tür und meldet: „Mister Sterling“.

Charles Sterling steht ihr gegenüber — mein Gott, ist er jung, er kann noch keine zwanzig Jahre zählen!

Ein wenig steif steht er da, hebt ihre Hand zum Munde, statt sich darüber zu beugen; er ist groß und schlank, sein Haar licht, ins Rötliche hinüberspielend, seine Augen sind blau, glänzend und doch sanft. Eine Röte läuft ganz flüchtig über sein Gesicht, da sie ihn auf englisch anredet — seine Haut ist so fein, so porzellan- gleich durchsichtig, man meint, sie müßte von jeder flüchtigen Empfindung, ja von jedem geheimen Gedanken gerötet werden: so blutjung ist er.

Sie lädt ihn zum Sitzen ein, läßt sich selber in den Sessel gleiten — ist das nur Einbildung, oder erinnern seine Züge wirklich an bekannte Kupferstichporträte von Byron? Sie spricht sehr schnell, fast hastig zu ihm: „Ihr Herr Vater, Mister Sterling, ist Konsul Seiner Britischen Majestät in Genua? So kommen Sie in eine durchaus verwandte Atmosphäre und werden sich bald zu Hause fühlen. Denn ich pflege mich als Großbritannischer Konsul hieselbst zu bezeichnen, weil Ihre Landsleute mir ihre Aufwartung machen und, ich darf es wohl sagen, gern um die Teestunde hier verweilen. Ich zähle darauf, daß auch Sie sich einer Sitte nicht entziehen werden, von der, um ein Zitat Ihres großen Landsmannes Shakespeare umzukehren, die Befolgung mehr ehrt als der Bruch.“

Er lächelt, er errötet, er hat ihren Scherz verstanden. „Thank you“, sagt er und, obgleich überrascht von soviel Güte, werde er sich gern von Zeit zu Zeit einfinden. — Wie jung er ist!

Ottile fragt nach Lord Byron. Lord Byron? . . . Ja, er ist jetzt in Livorno, er ist in Genua gewesen und in Sterlings Elternhaus; dort hat er ihm ja den Brief an Seine Exzellenz ausgehändigt. Ja, er arbeitet an einem neuen Drama, „Der Doge von Venedig“ soll es heißen und die Geschichte des Marino Falleri behandeln . . . aber es ist noch lange nicht fertig, der Lord hat auch soviel andres im Kopfe, seine philhellenischen Pläne, die Sache der um ihre Befreiung vom türkischen Joch kämpfenden Hellenen, die überall in der Welt, nicht zuletzt hier in Germany, solch begeistertes Echo gefunden hat, liegt ihm brennend am Herzen, er spricht nur davon, lebt nur dafür . . .

„Und Sie — werden Sie sich länger hier aufhalten? Welches sind Ihre Pläne?“

Sterling lächelt ein reizendes Lächeln . . . Ottile muß denken: Er ist der ewige Jüngling — wie wird er als Mann sein? Sein ganzes Wesen besteht aus Elementen der Jugend. „Wie lange ich hierbleibe? Oh, das hängt von der Erlaubnis meiner Eltern ab. Ich habe vor, die deutsche Sprache ein wenig zu erlernen und einiges von der deutschen Literatur zu studieren . . . aber es ist wohl sehr schwer?“ fügt er mit einem knabenhaften Augenaufschlag hinzu.

Ottile weicht aus, beginnt ein allgemeines Gespräch über englische und deutsche Zustände, redet von dem andern Freiheitskampf, der die Welt aufhorchen läßt, von Irland, Sterlings Heimat, spricht von den andern Engländern, die hier sind, nennt ein paar Namen: Mister Robert Douland, Baronet John May, Mister Hollingworth, Captain Smith, der ein Neffe des Herzogs von Wellington ist, den alten Chevalier Lawrence vor allem . . . Sterling kennt keinen von ihnen, er ist schon so lange von England fort, ist in Italien aufgewachsen, sein Vater war vorher Konsul in Florence . . . Dies alles plaudern sie hin, leicht und schnell. Doch im Herzen denkt Ottile, daß sie ihm vorschlagen wird — später! —, mit ihr zusammen Deutsch zu lernen und zu lesen.

Er beschäftigt sich auch mit Schriftstellerei, sagt Sterling auf ihre Frage und errötet dabei, als habe er ihr ein Geständnis gemacht.

„Nun, auch damit sind Sie ja vor die rechte Schmiede gekommen, hier in unserer Stadt, wo alles reimt und dichtet. Ach, ich fürchte, von uns allen wird es beim großen Gericht heißen wie in der Bibel: Ihr Dichten und Trachten war böse von Jugend auf! . . . Lassen Sie also Mut, Mister Sterling, wenn Sie in die literarische Vorhölle Deutschlands eingehen. Ich will mich gern be-

müssen, Ihr Virgil zu sein. Sie werden an diesem Teetisch alles finden, was wir im geistigen Bezirk zu bieten haben, und manchmal kommt auch mein lieber Schwiegervater hinzu und schenkt uns ein Stündchen seiner Gegenwart. — Lesen Sie mit mir“, sagt sie rasch, „Ihren großen Lord, den ich so sehr verehere — und ich werde mit Ihnen die Werke des Vaters lesen.“

„Danke Ihnen“, sagt Sterling auf deutsch, und sie müssen beide lachen.

Als er geht, nimmt er eine Einladung zu morgen abend mit; und zugleich hat Ottillie versprochen, sich um ein anständiges Quartier für ihn zu bemühen, da er doch — einstweilen! — mit der Sprache so behindert ist. Die Pension Melos, wo die andern Briten wohnen, wird wohl besetzt sein, aber sie glaubt, daß die Präsidentin von Schmendler gern einen Pensionär nehmen würde — die Dame spricht übrigens auch englisch. Ottillie will gern seinetwegen anfragen. Sterling ist hocherfreut und läßt ihr in einem wahren Enthusiasmus die Hand. Dann geht er mit seinen steifen Schritten.

Ottillie kleidet sich rasch um und läuft zu Adele hinüber. Als sie ihr beichtet, ist alles schon viel romantischer geworden.

Seit der Frühling steigt, kommt Charles Sterling alle Tage. Alle Tage, sofern es nicht gerade in der Komödie ein neues Stück gibt, zu dem man geht — etwa „Die beiden Klingsberge“ oder „Die Verlöbte“ von Herrn von Rohebu oder „Die Hagestolze“ vom Herrn Hoffschäupler Iffland in Berlin —, ist im „Schiffchen“ abends der Teetisch gedeckt, Tourfixe, offene Tafel für alle, die sich einsinden wollen mit dem Vorsatz, heiter, amüsiert und geistreich zu sein — und Ottillie ist der Mittelpunkt. Aber ist in diesen Frühlingswochen nicht eher Charles Sterling der Mittelpunkt? Es sind viele Engländer da, und mit jedem Postschiff scheinen in Amsterdam, in Bremen und Hamburg neue an Land zu steigen, die zu uns die Reise fortsetzen — doch sind sie, und nicht nur in Ottilliens Augen, gewöhnliche Reisende, verglichen mit dem interessanten Charles Sterling, den Lord Byron in seinem Handbillet an den Geheimen Rat „my friend“ genannt hat, was eine Gloriole um das schmale, rötliche Haupt des Jünglings webt.

Wie oft hat er schon alles erzählen müssen, was er von dem großen Lord weiß, seiner exzentrischen Lebensweise, seiner persönlichen Erscheinung, seinen Plänen! — Die Jugend und das Alter, beide sind gleich begierig, solchen Erzählungen zu lauschen: Mama Rogwisch und die Hofrätin Schopenhauer, Adele und die beiden Egloffsteins, die malende und die singende, Natalie von Herder und Alwine Fromman, die öfters aus Jena herüberkommt, Kammerherr von Waldungen und Konfistorialrat Peucer, der hier ganz und gar als Westmann auftritt, und Professor Kiemer mit seiner Mi. . . Ja, wäre der Geheime Rat zu Hause, statt zur Kur an den Brunnen von Marienbad im Böhmisches zu weilen und dort mit „der Familie“ freundschaftlich, sehr freundschaftlich umzugehen (gewisse Lippen schürzen sich im Lächeln, wenn davon gesprochen wird!) — auch er würde sicherlich dann und wann aus seiner Arbeitsklausur hervorkommen und die Wendeltreppe hinaufsteigen, um etwas Neues von Lord Byron zu erfahren, was der junge Charles Sterling aus Briefen von daheim und aus italienischen Journalen vorliest. Denn alle Welt weiß, wie stark das Interesse des alten Herrn für den jungen britischen Dichter-Lord ist; und wer an Ottilliens Teetisch sitzt, weiß sogar, daß er eines Tages dem jungen Sterling ein eigenhändig niedergeschriebenes Gedicht an Seine Lordschafft übergeben hat. . .

Und hat der Herr Geheime Rat nicht auch die launige Einteilung unsers ästhetisierenden Publikums in „Byronisten“ und „Scottisten“ erfunden, die in allen Salons die Kunde macht? Die „Scottisten“, hat er gesagt, das sind die Ruhigen, die Anhänger des Lords haben ein starkes Herz und einen glühenden Kopf. Nun, seit Charles Sterlings Erzählungen das große Idol gleichsam körperlich an diesen Teetisch verpflanzt haben, ist der Heerbann der Scottisten völlig geschlagen: alles

will einen glühenden Kopf und ein starkes Herz haben — Ottillie voran.

Eines Tages erscheint im „Schiffchen“ eine Gestalt, über die die Damen zuerst ein bißchen lächeln müssen: ein kleiner, hagerer, fast dürrer Mensch in Kleibern, die bestimmt kein städtischer Schneider gearbeitet hat, mit langen Haaren und kühn geschwungener Nase. („Er hat beinahe deine Papageiennase, Otti“, flüstert die boshafte Adele hinter der Hand.) Sein Benehmen ist ein wenig links, er betragt sich wie einer, der sich nicht sicher fühlt. Schon durch seine Sprache fällt er auf: unverfälschtes Niederdeutsch. Er sitzt — teif da, — tarrt vor sich hin und — pricht selten. Sein Name ist Edermann, Edermann schlechtweg, ohne Titel; er hat ein kleines Büchlein über den Herrn Geheimen Rat geschrieben und ist als eine Art reisender literarischer Handwerksbursche hierher gewandert; der Geheime Rat protegiert ihn, er hat ihn Ottillie ans Herz gelegt. Herr Edermann wohnt jetzt drüben in Jena, bis sein Gönner von Böhmen zurückkehrt, und ist heute herübergekommen, um dem Herrn Kammerat und der Frau Kammerätin aufzuwarten. Sehr artig — aber was fängt man mit einem so unbeholfenen jungen Manne an? Sein Englisch ist mehr als mangelhaft, und damit ist er in diesem Kreise, wo meist englisch gesprochen wird, schon um der vielen englischen Gäste willen, schon um des interessanten Sterling willen, zum Schweigen verurteilt. Ottillie lächelt ihm manchmal ermunternd zu. Hoffentlich wird er sich gewöhnen, der Vater scheint ja große Stücke auf ihn zu halten. August, wenn er denn einmal um diese Stunde erscheint, liebt es, ihn ein wenig zu hänseln — seine Späße sind nicht immer sehr zart, denkt Ottillie.

Aber Charles, will jagen Sterling, kommt schon immer eine Stunde vor den andern, Ottillie hat ihm das so bestimmt. Dann lesen sie zusammen, bauen langsam seine Sprachkenntnisse auf: er ist gelehrt, und oft, wenn er ein schwieriges deutsches Wort nachspricht, errötet er, daß Ottillie ihm am liebsten die Wange klopfte. Er ist so jung, so hilfsbedürftig, sie möchte ihm helfen. Es macht ihr ein süßes Vergnügen, wie der Wind über sein Herz hinstreichen, das so leicht erregbar ist. . . Verwandte Temperamente! Sie stimmen gut zusammen, sie merken es immer mehr, beide lieben sie die Extreme und den raschen, jähen Wechsel, beide lieben sie — ja, was lieben sie? Mit klopfendem Herzen ergänzt Ottillie die Frage: Einander?

Diese Lesestunden, bevor der Schwarm der Gäste einbricht, sind reines Glück. Manchmal, beim Umbältern einer Seite, berührt sie ihn — schnell zieht sie die Hand zurück, als wäre sie an etwas Heißes, Gefährliches geraten. Dann steht sein Gesicht in Glut, und er schlägt die Augen nieder. — Lieben? Einander? — Sie ist so viel bewußter als er. . . was wunder, ist sie nicht sieben Jahre älter? Er ist ja erst zwanzig, errötend hat er es ihr gesagt.

(Fortsetzung folgt.)

Junges Licht.

Monde lag das Land umwoben
Von des Dunstes schweren Nehen,
Bis aus Dämmergrau erhoben,
Sonne tropft durch Nebelnehen.

Dürre Felder, Winterbäume
Sind von blassem Glanz bespült,
Geht ein Zittern durch die Räume,
Lichtverlangend aufgewühlt.

Wie aus dunkler Gast entfliehet,
Raunt und webt geheimes Sein,
Da in Schattenbläue spielet
Zartumflorter Rosaschein.

Im Gestie der Silbersinken
Dampft der Nebel auf wie Rauch,
Und die Ferne, schlafversunken,
Öffnet sich dem Sonnenhauch.

Heinrich Heis.

Das Unheils-As.

Von E. Hedlen Varler.

Eine vortreffliche Auslese aus der neuesten englischen Erzählerkunst bieten zwei bei R. Piper u. Co. in München erscheinende Bände mit je sieben Geschichten, die eine neue Reihe „Wertwürdige Begebenheiten“ eröffnen. Als Probe bringen wir aus dem Bande „Percival Wilde, Die gefallenen Engel, und andere englische Erzähler“ in der Übersetzung von Willm Seidel das folgende padende Werk.

Die Schriftleitung.

Man kann sich vorstellen, daß der Gedanke Herbert Dawlish kaum erträglich gewesen sein muß, er hätte nie einen Mord begangen, wenn die Kellnerin nicht so lange getröbelt hätte. Dawlish hatte gerade noch zehn Minuten Zeit und rasenden Appetit. So eilte er noch schnell in ein ABC-Restaurant und verlangte eine Tasse Tee und ein belegtes Brot. Die Kellnerin nahm die Sache nicht so eilig, und Herbert Dawlish rutschte höchst ungeduldig auf seinem Stuhl umher. Zehnmal innerhalb von fünf Minuten hatte er schon sicher seine Taschenuhr herausgerissen. Als endlich sein Tee und sein belegtes Brötchen auf der Tischfläche erschienen, war es ihm gerade noch möglich, beides herunterzuschlingen und den Zug nach Herne Bay zu erwischen.

Er stürzte auf den Perron in dem Moment, als der Zug abging. Seine Lippen zogen sich vor Ärger zusammen, als ihm klar wurde, daß er unmöglich noch den Speisewagen erreichen konnte. Das bedeutete, daß er sein gewohntes Kartenspiel mit gewissen Leuten von der Küste nicht werden machen können.

Der Zug kam in Schuß. Dawlish packte seine Handtasche und fing an zu rennen, da ihm jetzt auch klar wurde, daß er sich glücklich preisen könne, wenn er ihn überhaupt noch erreiche. Mit gewaltigem Satz gelang es ihm schließlich noch (unter dem Warnungsschrei der Zugbeamten), auf dem Trittbrett des hintersten Wagens zu landen. Einen Augenblick lang klammerte er sich dort leuchtend an, dann öffnete er die Tür und fiel mit einem Seufzer der Erleichterung ins Pflaster.

Der Mann, der Herbert Dawlish gegenüberlag, betrachtete ihn aufmerksam. Dieser Mann hatte irgend etwas Brodiges an sich. Er trug ein goldenes Hufeisen in der Krawatte und aufsteigend quadratische Stiefel. Er äußerte so das übliche, was man bei solchen Gelegenheiten sagt: Dawlish sei noch sehr glücklich daran, so knapp mitgekommen zu sein, wenn man das irrsinnige Tempo bedenke, mit dem er gerannt sei, und so noch weiteres in diesem Sinne. Auch schlachtete er in breitspüriger Weise eine schauerliche Anekdote aus, in der ein gewisser Sam Biggs — die Hauptrolle spielte — welsch lehterer, da ihm das Schicksal nicht so gölächelt habe wie Herrn Dawlish, zwischen Trittbrett und Perron geraten sei. „Schauerlicher Anblick. So was möchte ich wahrhaftig nie wieder sehen.“

Herbert Dawlish (dem in diesem Moment eine Mordabsicht so fern war, wie der Planet Jupiter) starrte auf den Mann, den er später morden sollte. Durchschnittsschwäger waren ihm schon immer unangenehm gewesen, und ihm schien, als sei dieser Kerl ein ganz ungewöhnlich aufdringliches Musterexemplar. Als aber der Mann ein Spielchen vorschlug, hob sich Dawlishs Stimmung beträchtlich, war er doch ein passionierter Kartenspieler, und so nahm er den Vorschlag begeistert an.

„Ich habe ein Päckchen bei mir“, sagte er und griff in seine Tasche. Jetzt aber gerieten seine Finger an etwas Hartes; und mit einem halb verlegenen Lächeln zog er diesen anderen Gegenstand heraus. Scherzhaft einen automatischen Revolver auf dem Tischchen deponierend, plauderte er: „Keine Angst. Ich bin kein Revolverheld. Ich habe dieses Ding heute in der Stadt gekauft. Sie müssen nämlich wissen, daß ich zu dem Schützenklub von Herne Bay gehöre, und wir haben gerade einen Revolverkurs begonnen. Famoser Sport das.“

Der andere nickte zustimmend. „Gestatten?“ fragte er, nahm die Waffe zur Hand und untersuchte sie mit Kenneraugen. „Mledliche kleine Kanone“, war sein Schießspruch. „Sogar geladen, dünnerja.“

„Im, ja. Ich habe auch das Magazin gefüllt; aber es ist ganz ungefährlich. Das Ding ist gesichert. Nun, was wollen wir jetzt spielen? Können Sie vielleicht Solitaire?“ Für zwei Partner das gegebene Spielchen.“ — „Soa —?“

„Sixty-six, auf englisch. Es ist eine Sorte von —“ — „Aha, Herr Nachbar. Jetzt verstehe ich Sie, Sixty-six — ja wohl. Das haben wir immer drüben in Frankreich gespielt. Zum Beispiel welsch ich noch bei Wimm Ridge —“ — „Teilen Sie mal aus, ja?“

Herbert Dawlish gab. „Machen wir einen kleinen Einsatz?“ murmelte er nach einem kurzen Kennerblick auf die

äußerliche Ausstattung seines Partners. — „Sagen wir 5 Schillinge der Punkt.“

Dawlish war überrascht. Dieser Einsatz war sehr viel höher, als er es gewohnt war. Aber er hatte genügend Vertrauen zu seiner Geschicklichkeit. Er teilte die Karten je drei und je zwei, und das Spiel begann.

Bald mußte sich Dawlish mit der Erkenntnis abfinden, daß dieser Geselle mit dem Hufeisen nicht das erste mal ein Spielchen machte. Er müßte und teilte die Karten mit jener festen Selbstverständlichkeit, bei der sie leise knattern, wenn man sie zückt. Er legte seine Daumen. Von seinen geschickten Fingern flogen diese gestärkten Kartonskude wie geölte Bälle.

Dawlish zahlte. 5, 10, 15 bis zu 35 und 50 Schilling. Nun hatte er 6 Pfund verloren. Mathe Räte färbte seine hervorstehenden Backenknochen. Er stärkte sich mit einem tiefen Schluck aus seiner Reiseflasche, bis die Zähne zusammen und konzentrierte sich wütend aufs Spiel.

Aber lange bevor der Zug Chatham erreichte, waren aus den 6 Pfund 46 geworden. Dawlish spielte schon völlig wild, um seinen Verlust hereinzubringen. Schlotternde Angst zog ihm das Herz zusammen. Sein Verlust war groß, viel größer, als er riskieren durfte. Es war heute der Tag, wo man Rechnungen zahlen mußte, und die meisten hatte er aus dieser Summe zu bereinigen, die er nun dem anderen so sinnlos hatte hinwerfen müssen. Bei 70 Pfund lehnte Herbert Dawlish sich zurück und wischte sich den Schweiß mit zitternder Hand von der Stirn. Er war bleich, und seine Mundwinkel bebten haktlos. Er bot keinen erfreulichen Anblick.

„Ich fürchte“, stotterte er, daß ich nicht weiterspielen kann. Ich habe meinen letzten Pfennig verloren.“

Tatsächlich? Bed, Genosse. Ist aber ein ganz nettes Spielchen, was? Geht auf Biegen und Brechen.“

„Schauen Sie mal“, sagte Dawlish beschwörend, „s ist zwar eine komische Frage, aber — könnten Sie mir nicht das Geld im Augenblick lassen? Nur noch 'ne kurze Zeit, meine ich. Ich will's Ihnen ja später zurückzahlen. Aber gerade jetzt habe ich — hem, —“

Sein flottes Gegenüber starrte ihn aufrichtig verblüfft an. Jetzt begriff er und wieherte. „Na, das ist wirklich die Höhe. Das muß ich meiner Alten erzählen, wenn ich heimkomme. Sie wird vor Lachen heulen, Tatsache. Ree, nee. Berehrtet. Nicht zu machen. Wir sind doch hier nicht in der Heilsarmee.“

„So lassen Sie mich doch erklären“, bettelte Dawlish, und krümmte sich. „Sie verstehen mich ja nicht richtig. Die Sache liegt so —“

„Se, jetzt halten Sie aber die Lust an, guter Freund. Wenn Sie wieder spazieren fahren, so nehmen Sie ja Ihre alte Amme mit. Kanu?? Was zum Teufel —“

„Hände hoch!“ schrie Dawlish und starrte ihn fälschlich an hinter dem erhobenen Revolver. „Hände hoch! — verstanden?“

Selbst jetzt noch hatte Dawlish keine Mordabsicht. Er wollte nur den Kerl erschrecken, damit er das Geld wieder herausgäbe. Er war sinnlos vor Wut und Angst. Er wagte es buchstäblich nicht, heimzukommen und seiner Frau diesen Verlust von 70 Pfund zu beichten. Aber mit Schießwaffen zu spielen ist keine harmlose Sache. Die Augen des flotten Mannes verengten sich. Er tat einen plötzlichen Satz, und Dawlish kniff die Lider zusammen und zog am Zahn.

Es kann einen grausen, wie schnell der Tod manchmal kommt. In einer kurzen Sekunde hatte Dawlish diese Leiche aufgepackt bekommen. Mitten auf der Stirn lag ein blaues Loch, und die Gestalt sackte plump zu Boden wie ein lebloser Gegenstand. Mit Gewalt meißelte Dawlish seinen Schreck und überlegte sich sofort, wie er aus dieser Klemme kommen könne. Als er gerade dabei war, den Leichnam aus dem Waggon hinaus zur ewigen Ruhe zu befördern, traf sein Blick auf dessen Armbanduhr. Einer plötzlichen guten Eingebung folgend, veränderte er die Zeitangabe auf dieser Uhr auf 5.50 Uhr. Er rechnete damit, daß die Uhr stehen bleiben würde, wenn der Körper auf den Boden schmetterte, und wenn die Uhr dann (gesetzt natürlich den Fall, man entdecke die Leiche nicht sofort) auf 5.50 Uhr stünde, so würde man zwangsläufig annehmen müssen, der Mann sei mit einem früheren Zuge gefahren.

Er verrückte also den Zeiger, dann öffnete er die Waggon-tür, blühte vorzüglich nach vorn und hinten und schubste, bei einer Zuggeschwindigkeit von 40 Meilen in der Stunde, die sterbliche Hülle des flotten Mannes in die Nacht hinaus.

In dem Zuge, der am nächsten Morgen um 8.40 Uhr nach der Stadt fuhr, lag Renner, ein Beamter von Scotland Yard. Er und zwei andere begräbten, wie gewöhnlich, Dawlish mit munterem Jura. Diese vier nämlich spielten nun schon zehn Jahre lang auf der täglichen Fahrt (außer

an Feiertagen) ihr Spielchen. „Her zu uns, alter Halunke“, schrien sie. „Karten raus. Wo hast du dich übrigens gestern abend herumgetrieben?“

„Verspätet“, sagte Dawlisch. „Ich mußte rennen, um den letzten Wagen noch zu erwischen. Habt Ihr die Zeitung schon gelesen? Von diesem Mord, der auf dem 5.10 passiert ist?“

Smith, der die Karten von Dawlisch gerade sortierte, nickte. „Der arme Teufel ist ganz kaputtgeschmettert“, sagte er. „Vom Gesicht ist, genau gesagt, kaum noch etwas übrig, heißt's. Das kann er übrigens nicht mehr gespürt haben, meine ich. Hör mal, Benner, hast du außer der Zeitungsnotiz noch was darüber gehört?“

Benner lächelte still. „O ja, ich habe so allerhand gehört, wovon ich aber nicht reden darf. Was die Leiche betrifft, so habe ich sie zwei oder drei Stunden nach dem Mord besichtigt. Man hat mich von Herne Van per Anto hingeführt.“ „Sag mal, Freund Dawlisch, du hast uns ja hier nur die Hälfte von deinen Karten gegeben. Das Unheils-As ist ja nicht dabei.“ Smith nannte das Pil-As immer das Unheils-As, weil die Wahrlager es in ihrem Jargon gewöhnlich für unheilvoll erklärten.

„Dann muß es noch in meiner Tasche sein“, sagte Dawlisch. Aber Benner erparke es ihm, danach zu suchen. Dieser Detektiv blickte plötzlich ernst drein, während er aus seiner eigenen Tasche eine Karte zog. „Nein“, sagte er. „Wenn ich mich nicht täusche, ist es dieses hier.“ Er legte das Pil-As auf das Tischchen — dasselbe As, das im Päckchen nicht vorhanden war.

„Donnerwetter, das muß es ja sein!“ rief Smith. „Wo hast du's denn hergezaubert, alter Kartenzucker?“ Benner drehte sich um und schaute Dawlisch an. Dann legte er ihm die Hand auf den Arm. „Dawlisch“, sagte er, „es geht mir an die Nieren, aber ich muß es tun. Du bist unter Arrest. Dieses Pil-As wurde im Armel des Ermordeten gefunden!“

Ungalantes Abenteuer.

Von Peter Dmm.

Aus einem Modesalon auf dem Kurfürstendam trat eine sehr elegante Dame. Ein Herr blieb stehen, als er sie sah, lächelte, lüftete den Hut und bot ihr die Hand: „Gnädige Frau — Sie hier — in Berlin!? Das ist ja ein Wunder! Küß die Hand — wie geht es Ihnen denn? Schade, daß Sie damals so plötzlich abreisen mußten!“

Die Dame sieht ihn an: „Sie irren sich!“ Und will weitergehen.

„Aber Ingeborg — kennen Sie mich denn nicht wieder? Wir lernten uns doch vor drei Jahren im Rathaus in Scheveningen kennen!“ Er sieht sie so strahlend und so freudig an, daß sie nicht anders kann und lächeln muß: „Wirklich ein Irrtum! Ich war mein Leben nicht in Scheveningen!“

Aber er läßt sich nicht abweisen. „Ingeborg — ich bin Dr. Karlstadt — Sie machen wieder einen Ihrer entzückenden Scherze. Aber ich soll nicht darauf rein. Sie müssen mir diesen Abend schenken. Ich weiß, daß Sie französische Fischsuppe so gern essen — bitte kommen Sie mit mir, ich weiß hier ein Spezialitätenrestaurant, wo Sie eine Fischsuppe kriegen ... Gnädigste — Ingeborg ... machen Sie doch ein anderes Gesicht“ bittet er.

„Seien Sie doch nicht so komisch. Ich habe Sie nie gesehen — glauben Sie denn, ich falle auf Ihren Scherz rein?“ „Genug des Wißes — Ingeborg —“ und dabei ergreift er ihren Arm — „Sie müssen mit mir kommen. Ich bin rasend froh, daß ich Sie wiedertreffe!“

Die Dame sieht den Herrn an. Er ist geschmackvoll und dezent gekleidet, bestimmt ein Ehrenmann. Diese komische Verwechslung amüsiert sie. Sie kann nicht anders, zuckt die Achseln und sagt lächelnd: „Ich bin gar nicht Ihre sagenhafte Ingeborg — aber wenn Sie wollen, gut, eine Fischsuppe esse ich mit Ihnen!“

Und sie geht mit. An der Garderobe legen sie ab. Er trägt einen schwarzen Mantel, Bisam mit Netz abgesetzt. Sie trägt einen Perlkauer. Sie setzen sich an einen kleinen Tisch in eine gemütliche Ecke. Sie bestellen: Bouillabaisse, Fischsuppe.

Mit einem Male wird ihm klar, daß er sich geirrt hat. Aber nur einen Moment wird er verlegen, dann lächelt er wieder: „Oh, es tut mir so leid, gnädige Frau, was werden Sie nur von mir denken — aber Ingeborg war immer so komisch, sie machte gern solche Wiße, und da glaubte ich ...“

Er fängt an, von Ingeborg zu erzählen, wie sie war, wie sie ausah, was sie tat und sagte — und sie merkte, daß dieser Mann, den sie ganz lustig und unterhaltend fand, ein wenig verliebt gewesen sein müsse in jene Ingeborg. Es reizte sie,

mehr zu erfahren von dieser Scheveninger Doppelgängerin — und endlich fragte sie ihn, ob er nicht ein Bild von ihr habe.

„Natürlich — ich trage es seit jener Zeit immer bei mir.“ Er griff in seine Jackettasche — „oh, ich habe meine Briestafche im Mantel — einen Augenblick, bitte, ich will nur meine Briestafche holen gehen!“ Und er geht in die Garderobe. Sie lächelt vor sich und löst ihre Suppe, die sie äußerst delikats findet. Das Abenteuer macht ihr Spaß.

Die Suppe hat sie aufgegessen. Der Mann ist noch nicht zurück. Nervös knabbert sie an einer Scheibe gerösteten Weißbrots. Wo steckt er nur? Der Kellner geht um ihren Tisch herum — endlich ruft sie ihn.

„Der Herr ist doch vorhin weggegangen!“

„Was — weg ...?“ Sie stürzt in die Garderobe: „Wo ist mein Pelz?“

„Den habe ich vorhin dem Herrn gegeben, der die beiden Garderobenmarken vorlegte!“ erwidert die Garderobenfrau.

Also beschwindelt — einem Hochstapler aufgefressen! Sie will hinaus, einen Schutzmann holen. Da hält sie der Kellner am Arm: „Pardon, Gnädigste haben vergessen, die beiden Abendessen zu bezahlen!“

Sie weint —. Sechshundert Mark kostet der Pelzmantel. Und dabei hatte sie erst vier von zwölf Raten gezahlt.

Wußten Sie das schon?

Das, was wir als Straßenstaub bezeichnen, ist kürzlich analysiert worden und hat folgende Bestandteile ergeben: 31 Prozent sind pulverisierter Stein, der durch den Verleht abgerieben wird, 12 Prozent sind Eisen- und Stahlstaub, den die Räder der Wagen und Straßenbahnen absondern, 11 Prozent sind Gummistaub von den Gummireifen der Autos und Autobussen und 9 Prozent sind Federstaub, der sich von den unzähligen Stiefelsohlen abgerieben hat.

Wenn wir schlafen, geht das Blut aus dem Gehirn in die anderen Teile des Körpers. In dem Augenblick, in dem das Gehirn wieder zu Leben erwacht, zieht es auch das Blut zurück. Auch wenn man fest schläft, sind bestimmte Teile des Gehirns wach. Ein Mensch kann gehen, sprechen oder singen und doch dabei fest schlafen. Unser Gefühl für Zeit ist beim Schlafen stärker als beim Wachen. Etwa sechzig Prozent der Menschen sind imstande, am Morgen zu einem Zeitpunkt aufzuwachen, den sie am Abend vorher sich vorgenommen hatten. Merkwürdig ist noch, daß eine Berührung der Zehenspitzen einen Schläfer viel rascher aufweckt als ein Schlag auf die Schulter.

Der Name John Bull für den Engländer stammt aus dem Jahre 1712. Damals erschien in London eine Schrift in vier Teilen, die in satirischer Form die politischen Ereignisse der letzten Jahre behandelte. Als Beispiel für das unfruchtbare politische Gezänk wurde ein Prozeß angeführt, in dem vier Männer, die Lord Strut (Wichtigster), Nicolas Frog (Frosch), Louis Baboon (Affe) und John Bull (Ochse) genannt wurden, ihr ganzes Hab und Gut verloren hatten. Der Verfasser hatte diese vier Männer lächerlich machen wollen, aber die Öffentlichkeit war anderer Meinung; man ergriß Partei für diesen John Bull, der alles, was er besaß, opferte, um sich sein Recht zu verschaffen und der so stolz, hartnäckig und ausdauernd war, daß man bald die ganze Nation mit diesem Namen charakterisierte.

Schon vor 75 Jahren hatte ein Amerikaner namens Lowe den Plan, den Atlantischen Ozean auf dem Luftwege zu überqueren. Er konstruierte einen riesengroßen Ballon, darunter brachte er eine Korb gondel mit einem geräumigen Aufenthaltsraum an, in dem sich Tisch, Bank, Schrank, meteorologische Instrumente usw. befanden. Der Raum hatte Glasfenster, so daß man von dort Ausschau halten konnte. Mittels einer Leiter konnte man durch eine Luke im Boden in ein Boot gelangen, das unten an der Gondel befestigt war, für den Fall, daß der Ballon bei seiner Fahrt der Wasseroberfläche zu nahe kommen sollte. Das Boot war wie ein kleiner Raddampfer eingerichtet mit einer Dampfmaschine, so daß es sich auf dem Wasser vorwärts bewegen konnte. Außerdem war ein großer Luftpropeller daran angebracht, mittels dessen man den Ballon auf der Fahrt steuern zu können hoffte. Der Ballon wurde wirklich gebaut und war lange Zeit in New York ausgestellt. Aber aus der Fahrt über den Ozean wurde nichts. irgendwelche Gründe verhinderten glücklicherweise die Abfahrt.